



Wir diskutieren

Ueber Teilhard de Chardin: Eine Artikelserie von Prof. *Josef Rössli* in der «Schweizerischen Kirchenzeitung» – Unsere Entgegnung in drei Punkten – 1. Methodologische Bedenken: Warum auf einer so schmalen Basis? – Wurde die tragende Intuition Teilhards wirklich erfaßt? – Kann man Teilhard mit Kopp identifizieren? – 2. Philosophische Gegenargumente: Erstens, Geist und Materie – Vier Gründe, warum wir von der Materie «geistig» denken sollen – und vom Geist «materiell» – Zweitens, Begriff des geschöpflichen Werdens – Wie kommt das «Mehr» in die Evolution? – Gott als transzendente Ursache – Die Eltern als Ursache des ganzen Menschen – Trotzdem erschafft Gott die Seele unmittelbar – 3. Theologische Auseinandersetzung: Einswerdung der Menschen in Christus – nach Teilhard – nach Paulus – nach «Mystici Corporis» – Menschwerdung und Schöpfung – Christus als Gipfel der Schöpfungsbewegung – Das Universum als die Dimension Christi.

Schweiz

Grundsätze der Entwicklungshilfe: Was heißt Entwicklungshilfe? – «Ich liebe diese Bilder nicht» – Wir dürfen keine «Bettler» heranziehen – 1. Hilfe zur Selbsthilfe – Echte Partnerschaft – Nichts anfangen, was die andern nicht weiterführen können – 2. Das Wie der Hilfe ist ebenso wichtig als die Hilfe selbst: Die rechte Gesinnung – Die Mentalität des Partners – Die sachlichen Gegebenheiten – Vertrauen in die Experten – 3. Die gleichgearteten Partner: Staat zu Staat usw. – Helfen ein politisches Faktum – Der größte Nutzen – Auswahlprinzip der Kirche: die größere Not.

Länder

Probleme der Missionstätigkeit in Ghana: Zur Geschichte der Mission in Ghana – 1. Die überforderten Schulen – 2. Landflucht und Verstädterung – Der Norden entvölkert sich – Der Landmissionar wird einsam – der Stadtmissionar überlastet – 3. Die Schwierigkeiten der Presse – Moskau hat Geld

– 4. Krankenhäuser in heikler Lage – 5. Der einheimische Nachwuchs als Problem – 6. Der Nationalismus Problem Nummer Eins.

Hl. Schrift

Gottes Wort und Werk: Die Glaubensvorstellungen haben eine Geschichte – Auch der Glaube des einzelnen sollte entwicklungsfähig sein – Eine Laiendogmatik, die biblisch ist.

Ezéchiel: Die Botschaft der Propheten wendet sich an Menschen einer bestimmten Zeit – Deshalb braucht der Laie eine wissenschaftlich fundierte Deutung der Propheten.

Bücher

Ursprung der Religion: Religionslose Völker: wieder aktuell – Ist der Urmonotheismus ein historisch sicheres Faktum? – Trotz Vereinfachung der Problematik, wertvolles Material.

Mater et Magistra – deutsche Textausgaben: Erfreuliches – Unerfreuliches – Kritisches.

Evolution und Metaphysik

(Eine Entgegnung)

Die aufgeschlossene Redaktionspolitik der «Schweizerischen Kirchenzeitung» läßt einen breiten Raum für die Austragung bedeutender Diskussionen, selbst dann, wenn die vorgebrachten Meinungen nicht immer die Ansichten der Redaktion widerspiegeln. Von einem dieser Diskussionsbeiträge fühlten wir uns ganz besonders angeregt:

In fünf Folgen erschien kürzlich in der «Schweizerischen Kirchenzeitung» ein Aufsatz von Prof. *Josef Rössli* unter dem Titel «Die Idee der Evolution von P. Teilhard de Chardin»¹. Der Verfasser versucht in einem ersten Teil, die teilhardschen Ideen «kurz, aber möglichst wortgetreu, kommentarlos und ohne Stellungnahme» (S. 481) wiederzugeben, um dann in einem zweiten Teil zu zeigen, «daß es sich in den Thesen Teilhards keineswegs um gesichertes Wissen handelt, sondern um bloße Hypothesen, und daß es innerhalb dieser Hypothesen viele äußerst fragliche und gewagte Annahmen gibt» (S. 509). Ein klar definiertes, sauberes und höchst willkommenes Unternehmen. Teilhard de Chardin, der ja den hypothetischen Charakter seines Entwurfes einer Weltdeutung immer wieder betonte, wäre sicherlich der erste gewesen, Prof. Rössli zu beglückwünschen. Da unsere Entgegnung im folgenden fast durchgehend negativ gehalten wird, möchten wir gleich am Anfang

betonen, daß wir den Aufsatz mit größtem Interesse gelesen haben. Es hat uns sehr gefreut, in ihm ein hohes Ethos der Wahrheitsliebe, nebst der ehrlichen Bemühung, Teilhard de Chardin objektiv, gerecht und auf Grund seriöser Information zu beurteilen, gefunden zu haben. In gleicher Gesinnung möchten wir unsere Bedenken diesem Aufsatz gegenüber anmelden.

Methodologisch

Zunächst sollte auf gewisse methodologische Unzulänglichkeiten des Beitrages hingewiesen werden. Sie sind schwerwiegend genug, daß man sie nicht ohne weiteres übergehen kann.

► Der Verfasser beschränkt seine Darstellung, gestützt auf die Auffassung von Claude Tresmontant (was nicht unbedingt eine Garantie bedeutet), auf die Schriften aus den letzten 15 Jahren (1940–1955) der schriftstellerischen Tätigkeit Teilhards (S. 481). Diese Grenzziehung ist unannehmbar: Erstens, weil die wichtigsten Schriften der teilhardschen Spiritualität (so zum Beispiel das geistliche Hauptwerk Teilhards «Le Milieu divin», 1927) fast sämtlich vor diese Periode fallen; zweitens, weil das teilhardsche System ohne seine, bereits früh einsetzende und dann langsam heranreifende, christologische Ausrichtung unverstänlich bleibt.² Nebenbei bemerkt: die Behauptung ist irreführend, Teilhard hätte «die Schwäche seiner Christogenese allmählich selber gespürt», da er sie in seinem «Le groupe zoologique humain» (1949) mit keinem Wort erwähnt

¹ «Schweizerische Kirchenzeitung», 1961, S. 481–484; 497–498; 509–511; 522–525; 537–538.

² Siehe dazu den vor kurzem von *Henri de Lubac* veröffentlichten Memoirenaustausch zwischen Maurice Blondel und Teilhard de Chardin aus dem Jahre 1919: «Archives de Philosophie», 1961, S. 123–156.

(S. 537). Die Schaffensperiode 1949–1955 steht im Gegenteil im Leben Teilhards unter dem Zeichen einer sich immer mehr vertiefenden christologischen Reflexion. Beispiele dafür: «Le coeur de la matière» 1950, «La convergence de l'univers» 1951, «Le Dieu de l'évolution» 1953, «Le Christique» 1955 (alle unveröffentlicht).

► Bedeutend schwerer fällt aber ins Gewicht, daß der Verfasser seine Ansichten überwiegend (mit recht wenigen Ausnahmen) aus zwei Werken Teilhards belegt («Le phénomène humain» und «Le groupe zoologique humain»). Beim ersten handelt es sich um ein für das breite Publikum verfaßtes, der wissenschaftlichen Präzision vielfach entbehrendes Werk; beim zweiten aber um eine leicht erweiterte Vorlesungsniederschrift, konzentriert und klar, aber nur die wichtigsten Linien der Gedanken enthaltend, um einen Aufriß also, der erst von den Vorlesungen her das notwendige Relief gewann. Die Veröffentlichung des Gesamtwerkes von Teilhard ist zwar heute noch nicht so weit vorangeschritten, daß man ohne die Einbeziehung der unveröffentlichten Manuskripte ein bis ins kleinste Detail belegtes Studium seines Denkens durchführen könnte, doch weit genug, um nicht auf einer so schmalen Basis arbeiten zu müssen.

► Dieser einseitige Quellengebrauch macht es dem Verfasser weitgehend unmöglich, seine Kritik an Teilhards Weltdeutung entsprechend zu nuancieren. Die einzelnen Aussagen eines Denkers müssen unbedingt in bezug auf die tragende Intuition seines Schaffens beurteilt werden. Erst so läßt sich der jeweilige Stellenwert der einzelnen Gedankenelemente genau angeben. Um aber diese tragende Intuition des teilhardschen Gesamtwerkes zu erarbeiten, muß die Analyse bei jenen Schriften ansetzen, die sie in reinsten und ursprünglichsten Form ausdrücken, praktisch also bei den Schriften der Spiritualität. Diese Vorarbeit fehlt dem Entwurf des Verfassers gänzlich. Wir fragen uns deshalb, ob er überhaupt in der Lage sein konnte, das Wesentliche vom Unwesentlichen innerhalb des teilhardschen Systems zu trennen und die Kritik dort einzusetzen, wo das Hauptgewicht der Doktrin liegt. Wir müssen zugeben, daß die Weigerung des Beck-Verlags, die für seinen Geschmack «zu katholischen» Schriften Teilhards zu veröffentlichen, wesentlich dazu beitrug, daß die Akzente innerhalb der deutschsprachigen «Teilhard-Deutung» fast durchgehend ungenau gesetzt wurden. Die Übernahme der Übersetzungsrechte durch den Walter-Verlag wird diese unglückselige Situation bald ändern.

► Schließlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß der Verfasser an einigen Stellen die Ansichten Teilhards mit der von J. V. Kopp vorgebrachten Deutung³ identifiziert. Wir denken dabei ganz besonders an zwei Stellen, in denen diese Deutung entweder nicht sinngemäß ist (S. 510: monistische Erklärung der Beziehung zwischen Geist und Materie) oder sogar im Gegensatz zur ausgesprochenen Auffassung Teilhards steht (S. 511: Leugnung der besonderen Erschaffung der Menschenseele durch Gott). Ein solches Vorgehen weckt methodologische Bedenken. Dabei sieht man allerdings wieder einmal, daß Teilhard oft mehr seinen Freunden als seinen Anklägern gegenüber verteidigt werden muß.

Philosophisch

An zweiter Stelle möchten wir jene philosophischen Konzeptionen der Artikelserie untersuchen, die den Weg zu einer tieferen Durchdringung des teilhardschen Denkens versperrt zu haben scheinen. Eine solche Auseinandersetzung kann nur auf der Ebene der metaphysischen Grundlagen wirksam ausgetragen werden; sie verlangt deshalb vom Leser eine besondere Aufmerksamkeit, handelt es sich doch dabei um die letzten philosophischen Einsichten in die Weltordnung.⁴

Geist und Materie

Vor allem möchten wir hier auf die gleichsam cartesianische Starre der Seinsauffassung der Artikelserie hinweisen. Die verschiedenen Stufen des Seins werden weitgehend als

³ J. V. Kopp, *Entstehung und Zukunft des Menschen*. Rex-Verlag, Luzern, 1961.

⁴ Die Ausführungen der zwei folgenden Unterabschnitte entstanden in Anlehnung an die bedeutenden philosophisch-theologischen Untersuchungen von Karl Rahner zum Problem der Hominisation und können anhand von ihnen vertieft werden: siehe den Beitrag *Theologische Anthropologie und moderne Entwicklungslehre* im Buch «Die evolutive Deutung der menschlichen Leiblichkeit», Verlag Karl Alber, Freiburg i. Br., 1960, S. 180–210, besonders S. 190–203 und das Kapitel *Die Hominisation als theologische Frage* im Buch von P. Overhage und K. Rahner, «Das Problem der Hominisation», *Questiones Disputatae* 12/13, Herder-Verlag, Freiburg i. Br., 1961, S. 13–90, besonders S. 43–84.

disparate und inkommensurable Größen gedacht. Materialität, Leben und Bewußtsein wären danach kontradiktorisch verschiedene Seinsweisen, die einander gegenseitig ausschließen (S. 510; 523). Richtig an dieser Auffassung ist die Einsicht, daß der Geist der Materie gegenüber eine irreduktible Stellung innehat. Damit bleibt aber die Frage noch offen, ob die so herausgestellte Irreduktibilität als eine fremde Disparität gedacht werden müsse und könne. Von seiten einer christlichen Metaphysik läßt sich gegen eine solche Disparität zwischen Geist und Materie folgendes einwenden:

► Erstens: Die einzelnen Seinsstufen stehen durch ihre Verwandtschaft im Sein einander gegenüber grundsätzlich offen. Die Seinsstufen des Materiellen sind ontologisch jeweils engere Eingrenzungen, gleichsam verschiedene Dichtigkeitsgrade desjenigen Seins, das in seiner nichtdepotenziierten Wirklichkeit als Geist bezeichnet werden muß. In solcher Betrachtung kann sogar der Satz: «Die Seinsstufen sind aufeinanderfolgende Erscheinungsformen derselben Realität» (S. 511), in dem der Verfasser die Ansicht Teilhards wiederzugeben meint, eine metaphysisch durchaus sinnvolle Lesart erhalten. Vom metaphysischen Standpunkt aus sind das Materielle und das Vitale echte Vorstufen und Präkudien des Geistes. Sie sind – wie Karl Rahner es ausdrückt – von ihrem Ursprung her geistverwandt, ja eingegrenzter, gleichsam «eingefrorener» Geist.

► Zweitens: Die Substanzeinheit des Menschen besagt, daß die geistige Seele durch sich selber Form des Leibes ist, und daß sie folglich das Materielle zur Wirklichkeit ihrer eigenen Geistigkeit macht. Der Mensch ist zwar ein Wesen, in dem sich Teile finden, die man für sich betrachten kann, aber der Akt des Existierens dieser einen Substanz «Mensch» ist einer, erstens, weil ihre substanzialen Teile, Seele und Leib, nicht für sich subsistieren können, zweitens, weil die Substanz «Mensch» durch die Subsistenz eines einzigen dieser beiden Prinzipien, der Seele nämlich, subsistiert. Ein solches Durchdringensein der Materie vom Geist wäre in der Voraussetzung der völligen Disparität des Geistes und der Materie gar nicht denkbar. Durch eine transzendente Deduktion des Wesens des Menschen läßt sich zeigen, daß das Materielle sogar ein Wesensmoment am substanzialen Selbstvollzug, das heißt an der Geisterwerdung des endlichen Geistes (über die Engel siehe unten) ist, so daß dieser Geist (als Geist) das Materielle als die notwendige Weise seines Zusichkommens aus sich heraussetzt. Die Materie kann deshalb nicht einfach als das vom Geist Disparate und als das Geistfremde aufgefaßt werden.

► Drittens: Dies umso weniger, als die Materialität von Gott von vornherein um des Logos willen und auf ihn hin erschaffen wurde. Die Weltgesamtheit, also auch die Materie, entstand wesenhaft «auf Christus hin». Die Fleischwerdung ist die Selbstaussage des Logos in die Dimension des Endlichen hinein. Die Materie muß deshalb als ein wesentliches Moment am weltlichen Inerscheintreten des ewigen Logos gedacht werden. Vom Gesichtspunkt der göttlichen Zielsetzung der Welt her kann also die Materie nicht einfach inkommensurabel neben dem Geist stehen.

► Viertens: Aus dem bereits Gesagten dürfte hinreichend klar geworden sein, daß die christliche Philosophie nicht nur erlaubt oder duldet, sondern positiv fordert, von einer «Geistverwandtheit» der Materie zu reden. Eine den Grundfakten des Christentums Rechnung tragende Metaphysik ist geneigt, von der Materie sehr «geistig» zu denken, was natürlich andererseits auch bedeutet, daß sie den endlichen Geist sehr «materiell» auffassen muß. In dieser Perspektive ist es auch verständlich, daß ein echt thomistischer Philosoph die Frage stellen kann, ob vielleicht auch der Engel in einem gewiß vom Menschen wesensverschiedenen, aber auch ihm wesentlichen Bezug zur Materie steht (ohne deshalb auch schon «leibliches» Wesen zu sein), daß also die Materie oder der Be-

zug zur Materie vielleicht zum Wesen des endlichen Seienden überhaupt gehört.⁵

Jedenfalls erscheint in Anbetracht dieser «Geistverwandtheit» der Materie eine Vorgeschichte der Geistperson im Bereich des rein Materiellen, im Sinne einer Entwicklung der Materie auf den Geist hin, als kein unvollziehbarer Begriff. Sie ist nichts anderes als die von den Wissenschaften her kommende Präzisierung dessen, was die klassische Metaphysik vom Menschen und von der Stellung des Geistes im Weltall schon immer gewußt hat: «Ultimus ... generationis totius gradus est anima humana, et in hanc tendit materia sicut in ultimam formam ... homo enim est finis totius generationis».⁶

Das geschöpfliche Werden

In diesem Zusammenhang wirft der Begriff «Evolution» noch ein zweites metaphysisches Problem auf. «Evolution» besagt nämlich, daß die Kreatur «von sich aus» eine neue, seinsmäßig höherstehende Wirklichkeit zu produzieren vermag, daß also die geschöpfliche Ursache eine aktive Selbsttranszendenz vollziehen kann. Daß die Entwicklungsenergie in der Welt ständig im Wachsen ist, daß also ein Weniger von sich aus zum Mehr wird, scheint dem Verfasser gegen das Gesetz des zureichenden Grundes zu verstoßen (vgl. S. 511; 537). Er postuliert deshalb für die Hervorbringung des seinsmäßig «Neuen» im Zuge der Evolution einen wirkursächlichen Einfluß von außen (S. 523). Eine solche «wirkursächliche Zufügung» des «Mehr» erwartet er – wenn wir seinen Gedanken richtig deuten – vom Wirken Gottes selbst. Sich der Worte Gerbert Meyers bedienend, präzisiert er diesen Gedanken folgendermaßen: Das Wirken Gottes «läßt den Strom des Werdens stufenweise aufsteigen vom Prävitale zum Vitalen, bis hinauf zum Menschen und noch darüber hinaus» (S. 511). Der Einwand gegen eine «wirkursächliche Zufügung» seitens Gottes läßt sich, von einer Metaphysik des endlichen Werdens her, in den folgenden zwei Ansätzen entwerfen:

► Erstens: Der Eingriff Gottes in die Reihe der Zweitursachen ist einer der problematischsten Begriffe eines a-metaphysischen Denkens. In der Metaphysik heißt dagegen Gottes Wirkungsweise «transzendente Ursächlichkeit». Das Wirken der transzendenten Ursache kann nicht in die Abfolge der zweitursächlichen Kausalketten eingereiht werden. Gott bleibt über alle innerweltlichen Kausalwirkungen erhaben, weil er nicht eine der Zweitursachen ist, sondern diesen die Macht der Ursächlichkeit schenkt. Er ist Grund der Welt, nicht aber Ursache neben anderen Ursachen in der Welt. Metaphysisch betrachtet ist Gott der transzendente Grund aller Wirklichkeit in ihrem Sein und Wirken, also nicht eine innerweltliche Ursache, eine Art von Demiurg, dessen Tun innerhalb der Welt geschieht, nicht ein Teilmoment der uns begegnenden Wirklichkeit, nicht ein Glied in der Ursachenreihe der Welt. Die raumzeitliche Ursächlichkeit Gottes in der Welt bleibt dem übernatürlich-heilsgeschichtlichen Wirken Gottes vorbehalten. Rein metaphysisch ist Gott immer die transzendente (schlechthin überweltliche) Begründung aller Zweitursachen und deshalb der «transzendente Grund» (das heißt, alle Kategorien, in die das weltlich Vorhandene eingeordnet werden kann, übersteigende Seinsbegründung) aller Ursächlichkeit in der Welt. Als transzendenter und transzendentaler Grund der Gesamtursächlichkeit ist Gottes Wirken immer nur durch die Vermittlung endlicher Ursachen anwesend; es muß (außerhalb der übernatürlichen Ordnung) immer durch eine geschöpfliche Ursache vertreten sein. In einem sol-

chen Kosmos gehen alle Rechnungen auch ohne Gott fehlerlos auf, weil Gott nicht eine der in «Rechnung kommenden» Ursachen ist, kein Moment an der Welt und an ihrem Geschehen, sondern der Urgrund aller kategorialen Ursächlichkeit. Diese metaphysische Grundkonzeption duldet (innerhalb des natürlichen Weltgeschehens) keine Ausnahme, nicht einmal dort, wo es um die «besondere Erschaffung der Seele unmittelbar durch Gott» geht und noch weniger dort, wo man Gottes besondere Einwirkung zur Hervorbringung des Lebens oder gar der bestimmten Formkreise des Lebendigen beanspruchen zu müssen meint.

► Zweitens: Die eben dargelegte Auffassung vom Wirken Gottes (transzendente und transzendente Ursächlichkeit) vermag das «Mehrwerdenkönnen der Kreatur von sich aus» verhältnismäßig leicht zu erklären. Die unendliche Ursache kann, eben weil sie transzendent und transzendental wirkt, zur Konstitution der endlichen Ursache gehören, ohne ihr inneres Moment zu werden. Dadurch ist es ihr möglich, sich aus dem geschöpflichen Werden heraushaltend, die Wirkungen der kreatürlichen Ursache so zu übersteigern, daß diese «von sich aus» ein seinsmäßiges Mehr hervorbringt. Das Mehrwerden der Kreatur ist also eine echte, aktive Selbstüberbietung: es geschieht kraft der transzendenten Ursache und ist deshalb auf die endliche Ursache als den alleinigen innerweltlichen Grund zurückzuführen. In dieser Situation ist die geschöpfliche Ursache grundsätzlich immer: metaphysisch gesehen ist jedes Werden (wenn wir vom Grenzfall der reinen Ortsveränderung absehen) eine Selbstüberbietung der wirkenden Kreatur. Die «Andersheit» des Andersgewordenen ist in Wirklichkeit immer ein «Neues» und muß deshalb neu hervorgebracht werden. Ist aber jedes echte Wirken der Zweitursache als eine Selbstüberbietung aufzufassen (wobei die jeweilige Wirkung einerseits nicht aus dem Wesen der wirkenden Kreatur abgeleitet werden kann und andererseits doch als von ihr gewirkt zu gelten hat), dann muß unserer Auffassung vom geschöpflichen Werdeprozeß das paradoxe Prinzip zugrundegelegt werden, daß «jedes endliche Sein mehr erwirken kann, als es ist». Das Mehrwerden der Kreatur geschieht «aus sich allein» in dem Sinne, daß es dazu keines innerweltlichen Eingreifens der außerweltlichen Ursache bedarf, sondern nur der transzendenten, erstursächlichen Begründung der eigenen Selbstüberbietung. In dieser Perspektive kann unbefangen gesagt werden, daß die Eltern die einzigen kategorialen Ursachen des einen und ganzen Menschen sind, also auch seiner Seele, weil sie den neuen Menschen nur entstehen zu lassen vermögen in der ihre Selbstüberbietung ermöglichenden Kraft Gottes, die sich aber, als transzendente Begründung der Ursächlichkeit der Ursachen, aus den geschlossenen Kausalketten der Zweitursachen heraushält. Die «Erschaffung der Seele durch Gott», im Rahmen der transzendenten Ursächlichkeit Gottes aufgefaßt, ist nur ein besonderer und ausgezeichneter Fall (weil die transzendente Ursächlichkeit Gottes sich in diesem Fall «terminativ» von den anderen Fällen der göttlichen Wirksamkeit unterscheidet: hier wird ein «Besonderes» und «Ausgezeichnetes», nämlich die einmalige, streng geistige Seele hervorgebracht) der geschöpflichen Selbstüberbietung kraft des absoluten Seins Gottes, die auch sonst überall, wo echtes Werden geschieht, in formal gleichem Sinn vorkommt. Ähnliche, wenn auch nicht so besondere und einmalige Selbstüberbietung vollzieht sich auch jedesmal, wenn die Entwicklungsenergie zu zentrokomplicierteren Zuständen durchbricht, so zum Beispiel, wenn das anorganische Werden Gebilde hervorbringt, die labiler und unwahrscheinlicher sind als die Ausgangspositionen des Werdens. Gleichzeitig erlaubt uns aber die metaphysische Konzeption des Werdens durch Selbstüberbietung, die als «fides catholica» qualifizierte Lehre der Erschaffung der einzelnen geistigen Seelen unmittelbar durch Gott in ihrem vollen Sinn zu bewahren. Die konsequent durchdachte christliche Metaphysik sieht also keine Schwierigkeit darin, die Evolution ganz und gar «innerweltlich» zu denken, sie als

⁵ E. Coreth, *Metaphysik als Aufgabe* (in: E. Coreth – O. Muck – J. Schachinger, «Aufgaben der Philosophie», Verlag Felizian Rauch, Innsbruck, 1958, S. 11–95, siehe S. 72).

⁶ «Die letzte Rangstufe der gesamten Zeugung ist die menschliche Seele, und daher strebt nach dieser die Materie wie zu ihrer letzten Form ... denn der Mensch ist Ziel und Zweck der gesamten Erzeugung» (*Thomas von Aquin, Summa contra Gentiles III, 22*).

zweitursächlich völlig auf sich stehend zu betrachten. Sie verbietet uns sogar, Gott in die geschlossene Kausalkette der kategorialen Ursachen einzuschmuggeln, ihn der Welt «zuzufügen». Die ständige Berufung auf besondere Eingriffe Gottes in das Weltgeschehen erscheint in dieser Sicht als ein a-metaphysischer, schlechter und auf die Dauer unhaltbarer Kompromiß.

► Drittens: Dabei ist noch zu beachten, daß die wissenschaftliche Forschung nach weiteren innerweltlichen und zweitursächlichen Erklärungen des Mehrwerdens suchen darf und muß. Die Metaphysik selber gab ihr das Recht darauf, indem sie behauptete, Gottes transzendentes Wirken sei immer durch die Vermittlung endlicher Ursachen anwesend. Der Naturphilosoph verstößt also nicht gegen die oben aufgestellten Prinzipien, wenn er eine konkrete Präludierung des Geistes im Reich des Vitalen, und des Vitalen auf der Stufe des Prävitalen in Betracht zieht. In welcher Form man diese konkrete Präludierung des Geistes im Bereich des Materiellen naturphilosophisch erklärt, ist der Gegenstand freier Diskussion, worin der Glaube noch überhaupt nicht engagiert ist: ob man zum Beispiel mit Teilhard de Chardin annimmt, daß das gesamte Sein bis ins Anorganische hinein «psychoid» gestaltet ist (eine Ansicht, die im deutschen Sprachbereich von Hermann Weyl, Richard Woltereck und neulich von Anton Neuhäusler vertreten wurde), oder ob man auf eine transphysische Letztbegründung der Evolution durch die der Zeitbewegung entbundenen aktualisierungsmächtigen Weltpotenzen zurückgreift (Hedwig Conrad-Martius), ob man schließlich – wie Aloys Wenzl es tut – das ganze vierdimensionale Kontinuum, in das die empirischen Erscheinungen zusammenfaßbar sind, von der Weltfläche her sich in eine fünfte, immaterielle Dimension erstrecken läßt. Damit soll freilich nicht behauptet werden, daß der Naturphilosoph das Recht hat, sich eine Evolution zu konstruieren, in der «alles schon endgültig und aktuell da ist, eingepackt in der Urmaterie», und wobei das endliche Werden nichts anderes offenbart, als das «was eingepackt schon längst fix und fertig aktuell vorhanden» war (S. 511). Eine solche Beschreibung scheint aber mehr die Ansichten von J. V. Kopp wiederzugeben als die von Teilhard de Chardin, der immer wieder betont, daß die Struktur der Evolution durch die Grundgesetzlichkeit «Kontinuität in der Diskontinuität» beherrscht wird. Noch eher ließe sich die Auffassung Teilhard de Chardins mit der «ratio seminalis»-Theorie von Aurelius Augustinus in Parallele setzen: «Wie im Samenkorn bereits alles unsichtbar vorhanden ist, was im Laufe der Zeit zum Baum wächst, so ist auch zu denken, daß die Welt zugleich alles besaß, was in ihr und mit ihr gewirkt wurde, ehe es noch im Laufe der Zeit so hervorging, wie es uns jetzt bekannt ist. Nicht nur Himmel, Mond und Gestirne ... nicht nur die Erde und die Abgründe ..., sondern auch das, was das Wasser und die Erde der Potenz und der Ursächlichkeit nach hervorbrachte».7 Oder anderswo: «Alles ist ursprünglich und keimhaft im Gefüge der Urelemente schon geschaffen, aber erst wenn sich die Gelegenheit bietet, geht es hervor. Denn wie Mütter schwanger sind des jungen Lebens, so ist die Welt schwanger der Ursachen der werdenden ... Was im geheimen Schoß der Natur verborgen enthalten ist, bricht hervor und wird nach außen geschaffen».8

Wir möchten nun andere Ansätze der philosophischen Kritik an der Teilhard-Deutung von Prof. Rööslü übergehen. So zum Beispiel die Deutung der Realdialektik zwischen tangentieller und radialer Energie als Zirkelschluß (S. 510; vgl. auch S. 523), oder die Beanstandung der teilhardschen Personenauffassung («Person werde ich in dem Maße, wie ich mich an ein Über-Ich hingebe») [S. 525]. Die Diskussion des zweiten Punktes würde eine Darlegung des ganzen neuzeitlichen Personalismus und seiner Gründe von Pascal («l'homme passe infiniment l'homme») bis Gabriel Marcel («se faire en se surpassant») erfordern. Wir haben aber noch auf zwei Einwände theologischer Natur einzugehen.

Theologisch

An dritter Stelle möchten wir auf die theologische Kritik des Verfassers an den christologischen Ausführungen Teilhards eingehen. Möglicherweise liegen da die eigentlichen Gründe des Mißverständnisses.

► Den Gemeinschaftsbegriff Teilhards kritisierend stellt der Verfasser fest: «Es ist gegen das Wesen des geistigen Subjektes, der Person, konstitutives Prinzip eines ganz neuen, übergeordneten Subjektes zu werden, das echte Substanz und Person ist, und darin dennoch Person zu bleiben bzw. darin

erst eigentlich Person zu werden». Das Äußerste am Denkbaren ist für ihn eine umfassende Dachgemeinschaft, «deren Wesen durch die akzidentellen realen Beziehungen dieser Personen zueinander konstituiert wird und die darum nicht Substanz und nicht Person ist» (S. 525). All das klingt zunächst rein gesellschaftsphilosophisch, erhält aber, wenn man weiß, daß das «Zusammenwachsen» der Menschen bei Teilhard ein Moment an der Christogenese ist, eine theologische Relevanz. Deshalb müssen wir die diesbezügliche Auffassung Teilhards kurz entwerfen.

Die einmal erreichte positive Vollkommenheit wird nach Teilhard im Zuge der Evolution nie wieder aufgegeben, sondern bewahrt und in eine größere, umfassendere Einheit eingebaut. Mit der geistigen Person erreichte aber die Entwicklung eine absolute Grenze. Die Person ist wegen ihrer Freiheit, Einmaligkeit und Gottoffenheit schlechthin unüberholbar. Und doch drängt der «kosmische Druck» der Entwicklungsenergien die Menschen in die Richtung einer höherrangigeren Synthese. Dieser Zusammenschluß der vielen muß durch Etwas und in Etwas geschehen, das die Einzelpersonen nicht unterdrückt, sondern ihnen volle Entfaltung zusichert und trotzdem aus ihnen eine organische Einheit schafft. Dieses Etwas, worin die Personen als Personen gleichsam zusammenschmelzen können, ohne ihre Einmaligkeit und Personhaftigkeit zu verlieren, muß selber ein persönliches Wesen sein, das alle Menschen und damit das ganze Universum überragt: beim einzig richtigen Namen genannt, Gott. Die Entwicklung des Alls findet ihren Sinn nur darin, daß sie auf Gott hin konvergiert. Damit hat aber Teilhard noch nicht das Letzte ausgesagt. Es ist keineswegs so, wie Prof. Rööslü meint, daß nämlich Teilhard de Chardin den «Punkt Omega», die letzte Konvergenzstelle des Weltalls, einfach mit «Gott» zusammenfallen läßt. Wenn er das täte, wäre der Vorwurf des Verfassers berechtigt: da der «Punkt Omega», als Vollendung und Abschluß der Evolution, zur Welt gehört, bringt der Zusammenschluß der Menschen in Gott die Transzendenz Gottes in Gefahr (S. 538). Dem ist aber nicht so: die Evolution konvergiert auf Jesus Christus, auf den Gottmenschen, genau gesagt auf das, was Paulus mit dem Namen «Pleroma Christi» bezeichnet, Christus aufgebaut aus Menschenwesen und umgeben von einer umgewandelten Welt. Damit stellt sich Teilhard in eine echt paulinische Perspektive:

Das Heil geschieht nach Paulus in einem leibhaften Zusammenwachsen mit dem auferstandenen Christus. An der Erlösung teilhaben heißt, Christus anziehen, Glied seines Leibes sein, ja einfach mit Christus eins sein und so vom göttlichen Leben durchflutet werden. Deshalb ist ja das Auferstehungsereignis das zentrale Geschehen im christlichen Dasein. Durch die Auferstehung trat Christus leibhaftig in einen Zustand der pneumatischen Weltoffenheit ein. Er entkam dem Bereich der eingegengten, gleichsam abgekapselten, an eine bestimmte Stelle der Raumzeitlichkeit gebundenen Sichtbarkeit. Er ging in den offenen, allumgreifenden Seinsbezug des Universums ein, wo solche Vorgänge des Zusammenwachsens mit ihm, wie die eben beschriebenen, möglich sind. In seiner Auferstehung wurde Christus zu einer Wirklichkeit besonderer Art, zu einer gänzlich geistdurchformten, aber echten Leiblichkeit, die den Menschen in sich aufzunehmen, sich ihm mitzuteilen, ihn zu durchwirken und umzuformen vermag. So verwirklicht sich jenes wechselseitige Einwohnen, in dem Paulus den Inbegriff des christlichen Daseins sieht: wir leben in Christus und Christus lebt in uns.

Wenn diese, aus einmaligen Personen aufgebaute Leiblichkeit von der Enzyklika «Mystici Corporis» mystischer Leib genannt wird, so bedeutet dieser Ausdruck eine zweifache Verneinung, verbunden mit einer positiven Aussage: verneint wird erstens, daß durch das organische Zusammenwachsen der Christen mit Christus eine «bloß moralische Körperschaft» entsteht, wobei «das einigende Ziel nichts anderes als der gemeinsame Zweck und das gemeinsame Zusammenwirken aller zu demselben Zweck mittels einer gesellschaftlichen Obrigkeit» ist; verneint wird zweitens, daß das genannte Zusammenwachsen der Christen einen physischen Leib schafft, wobei «das einigende Prinzip die einzelnen Teile derart verbindet, daß sie kein eigenes Fürsichsein mehr besitzen»; positiv ausgesagt wird endlich, daß der «mystische Leib» durch ein «bis ins innerste gehendes» Prinzip die einzelnen Glieder so untereinander verbindet, «daß die einzelnen ihre Eigenpersönlichkeit bewahren». Der mystische Leib überragt also in seiner Einheitsstiftung «unermeßlich weit» sowohl den moralischen als auch den physischen Leib. – Es wäre dabei noch zu bemerken,

⁷ De Genesi ad litteram V, 23;45 – PL. 34, 338 f.

⁸ De Trinitate III, 9;16 – PL. 42, 877 f.

daß die eben entworfene theologische Anschauung der Enzyklika von der neuesten exegetischen Forschung in einem Punkt dahingehend präzisiert wurde, daß das, was wir heute unter «mystischem Leib» verstehen, nach paulinischer Auffassung mit dem «auferstandenen Leib» Christi identifiziert werden soll. Durch das Enthobensein aus der irdischen Raumzeitgebundenheit vermag der auferstandene Christus die Menschen aller Zeiten und Zonen zu erreichen, um sie zu leiblichen Gliedern seines auferstandenen Leibes zu machen und ihnen Anteil zu geben am ungeschaffenen Leben Gottes, und gerade dadurch ihre Eigenpersönlichkeit nicht nur zu bewahren, sondern noch übernatürlich zu steigern.⁹ Wenn man die Entwicklung der christologischen Ansichten Teilhards im Lichte der Lehre der Enzyklika «Mystici Corporis» und der nachher einsetzenden exegetischen Forschung überblickt, ist man erstaunt, welch sicherer theologischer Instinkt (trotz unscharfen Formulierungen) bei Teilhard am Werke war. Gleichzeitig erscheint aber auch unverständlich, weshalb sich der Verfasser mit Überlegungen philosophischer Natur («es ist gegen das Wesen des geistigen Subjektes ...») den Weg zu diesem zentralen Geheimnis unseres Christseins (worin sich die Geheimnisse der Auferstehung Christi, der Kirche und unserer ewigen Verherrlichung unlösbar verknoten) verbaut.

► Schließlich äußert der Verfasser noch Bedenken gegen die christologische Ausgerichtetheit der Schöpfungsbewegung bei Teilhard de Chardin: «Wenn die Christogenese, wie Teilhard behauptet, nichts anderes ist als die schon immer erwartete Fortsetzung und Aufgipfelung der Noogenese ... dann sind Christogenese und Christentum nichts Übernatürliches» (S. 537). Der springende Punkt dieser Argumentation ist die Gleichsetzung: «immer schon erwartet» = «nicht übernatürlich». Ist diese Gleichsetzung überhaupt legitim? Diese Frage ist in der Theologie nicht neu. Sie war sogar eines der meistdiskutierten Themen der mittelalterlichen Kontroverstheologie. Damals wurde sie in einer leicht abgewandelten, aber sinnverwandten Form gestellt: Wäre die Menschwerdung auch ohne Sünde erfolgt? Bekannterweise war die Antwort der skotistischen Schule: Der Ratschluß der Menschwerdung ist von dem Sündenfall unabhängig; Gott hat ohne jede Bedingung von Ewigkeit her beschlossen, daß die menschliche

⁹ Siehe: P. Erbrich, *Mystischer oder auferstandener Leib Christi* (Orientierung, 1959, S. 193–195) und *Christus stirbt, um auferstandener Leib zu werden* (Orientierung, 1959, S. 204–207).

Natur in die Personseinheit des Logos aufgenommen werde und so der Gottmensch der Gipfelpunkt des Universums sei. Die Zahl der Theologen, die sich diese Meinung zu eigen machen, mehrt sich heute zusehends. Sie würdigen die Inkarnation als ein viel zu großes Ereignis, als daß sie nur der Erlösung von der Schuld zugeordnet werden sollte. In ihrer Sicht ist die Menschwerdung des Logos mehr als ein nachträgliches Vorkommnis in einer fertigen Welt; sie ist das ontologisch eindeutige Ziel der gesamten Schöpfungsbewegung, auf das hin alles von vornherein angelegt ist. Es ist nur eine Abwandlung dieser Lehre, wenn Teilhard de Chardin die Entwicklung der Welt auf Christus hin konzipiert und den stufenweisen Aufstieg in ihm gipfeln läßt. Übernatürlichkeit, Unableitbarkeit und geschichtliche Einmaligkeit der Menschwerdung werden dadurch keineswegs angetastet: die Kraft Gottes läßt dieses geheime, von vornherein geplante und von Anfang an der Schöpfung grundlegende Ziel eintreten, indem der Logos das «durch ihn» und «auf ihn hin» Geschaffene als das ihm radikalste Eigene annimmt. Diese Betrachtungsweise offenbart uns Christus als das ursprünglichste «Woher» der gesamten Schöpfung, als den «tragenden Grund» der Schöpfungsbewegung und als das endgültige «Woraufhin» des Universums.¹⁰ In der gleichen Perspektive sieht Paulus die Stellung Christi im Weltall: «In ihm ward alles erschaffen, was im Himmel und auf Erden ist: das Sichtbare und das Unsichtbare, Throne, Herrschaften, Mächte und Gewalten – alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen. Er ist aber vor allem, und das All hat in ihm seinen Bestand» (Kol 1, 15–17). Eine Welt offenbart sich hier, die von Anfang an geheimnisvoll bereits die Dimension Christi ist und die doch in einer aufwärtsstrebenden Bewegung immer mehr in die Dimension Christi hineinwächst: eine Welt, die in der Menschwerdung von Christus, gleichsam sein eigenes «Stück», zusammengefaßt wird (Eph 1, 10), um in der Auferstehung und Himmelfahrt vom Wesen Christi ganzheitlich erfüllt zu werden (Eph 4, 10). Von diesem letzten Gesichtspunkt her erweist sich die Natur als geheimnishaft immer schon einbezogen in die Heilsgeschichte und einem Gipfel und Abschluß zustrebend, wo Gott (in Christus) alles in allem ist.

Dr. Ladislaus Boros

¹⁰ Damit ist übrigens auch die Antwort angedeutet auf die Frage Prof. Rööslis, wie der «Punkt Omega» sowohl am Ende als auch am Anfang der Evolution stehen könne (vgl. S. 538).

GRUNDSÄTZE DER ENTWICKLUNGSHILFE

Der Ruf nach Freiheit findet bei den farbigen Völkern sein Echo im Ruf nach Gleichheit. In dem Maße, als sie politisch von der weißen Rasse Abstand nehmen, wollen sie sich deren wirtschaftlichen Wohlstand und deren technische Zivilisation aneignen, um so gewissermaßen ihren früheren Meistern gleichzuwerden. Soll die Welt zur Ruhe kommen, so muß den berechtigten Ansprüchen der Menschen in Übersee auf einen höheren Lebensstandard entsprochen werden. Dies braucht nun nicht unbedingt in einer zwangsmäßigen Kollektivierung zu bestehen, sondern kann sich in einem freiwilligen Austausch und Ausgleich vollziehen, indem die wirtschaftlich fortgeschrittenen Länder den unterentwickelten Völkern helfen, ihre eigenen Bodenschätze, die wertvollen Formen ihrer Sozialstruktur und schließlich ihre kulturell-religiösen Begabungen zu entfalten. Diese Aufgabe wird mit dem Modewort «Entwicklungshilfe» bezeichnet.

Da seit einiger Zeit diesem Problem auch in der Schweiz mehr Beachtung geschenkt wird und noch größere Anstrengungen nötig sind, stellt sich die Frage, nach welchen Grundsätzen sich eine gesunde Entwicklungshilfe eigentlich ausrichten soll. Vielleicht darf ich (auf Grund einer mehr-

jährigen Tätigkeit an verantwortungsvoller Stelle in einer bedeutenden Organisation für Entwicklungshilfe) einige Gedanken zu diesem Thema vorlegen. Sie beruhen nicht auf einer abstrakten Deduktion, sondern auf praktischen Erfahrungen, was für einige von ihnen vielleicht eine Empfehlung bedeutet.

Fragen wir zuerst nach der richtigen Zielsetzung jeder Entwicklungshilfe.

Direkthilfe für das tägliche Leben?

Es ist wohl unvermeidlich, daß bei der Werbung eindruckliche Zahlen und drastische Bilder über Hunger und Krankheit in der Welt dem Publikum vorgeführt werden. Der indische Finanzminister *Morarji Desai* sagte mir beim Durchblättern einer solchen «Hunger-Zeitung»: «Ich liebe diese Bilder nicht». «Kein Mensch liebt sie», war meine Antwort, «aber sie sind notwendig, um die Gewissen aufzurütteln». Leider stellen sich die Leute dann aber gerne vor, daß die EH nun darin bestehe, möglichst schnell Lebensmittel oder Medikamente, Kleider und ähnliche Gebrauchsgegenstände für das tägliche Leben in die Notgebiete zu verschiffen.

Solche Aktionen sind angezeigt im Falle von Naturkatastrophen wie Erdbeben, Überschwemmungen, Hungersnöte, Epidemien usw., weil dann ein Volk oder eine Volksgruppe ohne Schuld in eine akute Notlage geraten ist, aus der sie nur eine schnelle Nothilfe befreien kann. Das zu tun, ist ein Gebot der Nächstenliebe und eine Aufgabe der Caritas. Es ist aber jedem Einsichtigen klar, daß Maßnahmen dieser Art, wie gut gemeint sie auch sein mögen, auf die Dauer nicht genügen können und eigentlich nicht als EH bezeichnet werden dürfen. Wenn wir die gesammelten Gelder samt und sonders auf diese Weise verwenden wollen, können wir einer Anzahl Menschen so lange helfen, als unsere Mittel dauern. Nachher würde aber ihre Not nur noch größer werden, weil wir diese Menschen verleiten würden, sich auf unsere Hilfe zu verlassen, statt sich selbst zu helfen. Wir wären in den Fehler gefallen, eine Bettlermentalität zu erziehen.

Wie ich persönlich von höchsten indischen Regierungsbeamten gehört habe, wird eine solche Kritik selbst gegen die großen Lebensmittellieferungen aus amerikanischen Überschüssen erhoben. Man kann sich dann nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß manche dieser Herren in der «splendid isolation» von Delhi sich zu wenig persönlich vergewissert haben, was diese Hilfen für die darbenenden Millionen ihres Landes bedeuten. Ohne die Schiffsladungen von Reis, Mehl, Mais und Milchpulver müßten Tausende und Hunderttausende von Kindern und Erwachsenen in diesem größten Armenhaus der Welt hungern und vielleicht einige auch verhungern. Ich kenne kaum eine katholische karitative Institution in Indien, die nicht von der großartigen Hilfe des amerikanischen Volkes Nutzen zieht oder geradezu von ihr lebt. Da die Vereinigten Staaten strenge Vorschriften über die Verwendung dieser Lebensmittel erlassen haben, ist es nicht ihre Schuld, wenn trotzdem manches, zeitweise auch vieles davon, auf den Schwarzen Markt gelangt oder mißbräuchlich verwendet wird.

Und doch ist es gewiß, daß einiges an der oben zitierten Kritik richtig ist. Diese Form der Hilfe ist in sich betrachtet ungenügend, da sie nicht die Ursachen des Übels bekämpft und die Menschen zu keiner Eigenleistung anspornt. Sie fördert auf die Dauer allzuleicht die naive Anschauung primitiver Nutznießer, daß sich der wirtschaftliche Ausgleich im Stile des Märchens vom «Tischlein-deck dich» vollzieht. Es ist aber unbedingt erforderlich, daß die farbigen Völker zur Überzeugung geführt werden, der ersehnte Wohlstand könne wie bei uns, so auch bei ihnen nur durch härtere und bessere Arbeit erreicht werden.

Erster Grundsatz

Die echte Zielsetzung muß daher «Hilfe zur Selbsthilfe» sein. Das ist ein Axiom, das heute allgemein anerkannt wird und nicht mehr diskutiert werden muß. Im kleinen gesehen ist es beispielsweise besser, den Bauern eines notleidenden Dorfes Brunnen graben zu helfen und damit die Ernte zu vermehren und sicherzustellen, als sie durch zusätzliche Lebensmittel ein Jahr lang durchzufüttern. Aufs große gesehen ist es besser, die Produktion in den Entwicklungsländern anzukurbeln und allenfalls für ihre Produkte auf unseren Märkten Konzessionen zu machen, als ständig Kredite zu gewähren, damit unsere Erzeugnisse dorthin eingeführt werden können.

Aus dem Grundsatz «Hilfe zur Selbsthilfe» ergeben sich sofort zwei Folgerungen.

► Die erste ist, daß die EH eine echte Partnerschaft anstreben muß. Wir dürfen nicht alles allein und womöglich noch nach eigener Art machen wollen. Vom Partner ist nach Tunlichkeit von Anfang an eine Eigenleistung zu verlangen; es muß ihm aber auch nach Übernahme von Verantwortung das nötige Maß an Vertrauen geschenkt werden.

Wir müssen also den überseeischen Partner suchen oder sobald als möglich ausbilden. Darum ist die Kaderbildung ein vordringliches Gebot. Die EH steht und fällt mit dem Vorhandensein oder der Ausbildung einheimischer Fachleute. Denn niemand kann sich selbst helfen, ohne die nötigen beruflichen und menschlichen Qualifikationen zu besitzen. Auf diesem

Gebiet wird der Einsatz unserer Missionare als Aktionsträger von besonderem Wert, da sie (mehr als andere) Fachleute auf dem Feld der Erziehung sind.

► Die zweite Folgerung ist, daß auch jedes Sachprojekt nach Möglichkeit so angelegt sein muß, daß es der besonderen Situation entspricht und nach einer Anlaufzeit von einheimischen Kräften weitergeführt werden kann. Bei großen staatlichen Hilfen wird man immer wieder gezwungen sein, dem Partner verständlich zu machen, daß sich die Wirtschaft organisch und nicht sprunghaft entwickeln muß. Nicht das Prestige, sondern die Realisierbarkeit und Kontinuität sind entscheidend über die Güte und den Nutzen eines Projektes.

Wie oft hatte ich selbst mit falschen Vorstellungen aufzuräumen. Für manchen indischen Bischof scheint ein Röntgenapparat das Wichtigste an einem Krankenhaus zu sein, obwohl ihn noch niemand auswerten kann und nur wenige eine Röntgenaufnahme bezahlen können. Er wäre totes Kapital. In Kerala möchte jede Pfarrei ihr eigenes Krankenhaus bauen, aber weder sind genügend Ärzte noch ausgebildete Pflegerinnen vorhanden. Wohl aber gibt es in diesem progressivsten Teil Indiens Hunderte von arbeitslosen Mädchen mit guter Schulbildung, die Krankenschwestern werden möchten. Die Pflegerinnenschulen ganz Indiens sind von ihnen überlaufen. Eine sorgfältige Studie der Situation ergab also, daß der Ausbau und die Gründung von Pflegerinnenschulen in Kerala und die Ausbildung hochqualifizierter Lehrschwestern die richtige Lösung des Problems war, der erste notwendige Schritt zur Selbsthilfe auf dem Gebiet der Gesundheitspflege.

Zweiter Grundsatz

Die Wichtigkeit eines zweiten Axioms ist mir erst allmählich, dann aber sehr eindrücklich bewußt geworden. Es ist von den afrikanischen Vertretern an der Afrika-Konferenz des Europarates in Straßburg im Frühjahr so formuliert worden: «Die Art und Weise, wie die Hilfe gegeben wird, ist so wichtig wie die Hilfe selbst». Das Wie ist ebenso wichtig wie das Was. Im Orient gilt allgemein die Art und Weise, wie gegeben wird, mehr als die Gabe selbst.

► Es kommt also zunächst auf die richtige Gesinnung des Helfens an, denn sie beseelt und formt die Methode. Präsident Kennedy hat dazu vor dem amerikanischen Kongreß das schöne und sehr beherzigenswerte Wort gesprochen: «Jenen Menschen gegenüber, die in Hütten und Dörfern auf dem halben Erdball danach trachten, die Bande des Massenelends zu zerreißen, verpflichten wir uns, das Beste zu tun. Nicht weil es die Kommunisten tun, nicht weil wir ihre Stimmen haben wollen, sondern einfach, weil es recht ist».

Die farbigen Völker sind heute äußerst empfindlich in diesem Punkt. Sie wollen um ihrer selbst willen geachtet und gefördert werden. Sie weisen innerlich eine EH ab, die wir aus Angst vor der kommunistischen Drohung geben möchten. Um in ihren Augen recht zu handeln, dürfen wir unsere Hilfe nicht anbieten, weil wir uns selbst damit retten wollen, also letztlich aus selbstsüchtigen Motiven handeln, sondern weil wir ihnen um ihrer menschlichen Würde willen zu dem ihnen zukommenden Wohlstand verhelfen wollen. Es ist gewiß zuzugeben, daß heute von afrikanischen Völkern und gelegentlich auch von asiatischen Ländern übertriebene Forderungen erhoben werden, als ob sie einen eigentlichen Rechtsanspruch auf Teile unseres Wohlstandes hätten und wir eine Wiedererstattungspflicht ex justitia, um nämlich die Geschehnisse der Kolonialzeit gewissermaßen zu sühnen. Auf diese schwierige völkerrechtliche Frage möchte ich hier nicht eingehen, da für uns Schweizer dieses Problem ja auch nicht aktuell ist. Andererseits ist doch festzuhalten, daß Papst Johannes XIII. in seiner Missions-Enzyklika sagte: «Unter den obwaltenden Umständen verlangt die Solidarität der Menschen und erst recht die christliche Brüderlichkeit dringend vielfache praktische Hilfen zwischen den Völkern». Wir müssen den Ruf nach Gleichheit mit dem Bekenntnis zur aufrichtigen Brüderlichkeit beantworten.

Wenn wir den farbigen Menschen helfen, weil sie unsere Brüder sind – eben wie es recht ist –, dürfen wir unsere Hilfsmaßnahmen nicht mit selbstsüchtigen und damit ungerechtfertigten Bedingungen verknüpfen.

Ein Staat wird, vielleicht unter schweren Opfern, keine direkten politischen Vorteile mit seinen Hilfeleistungen zu ergattern suchen.

Eine kirchliche Hilfsorganisation, so glaube ich, darf ihrerseits keine missionarischen Zwecke im engsten Sinne des Wortes erstreben wollen. Sie muß den Menschen helfen, weil diese in Not sind, nicht damit sie sich «bekehren».

Ich habe in Indien immer wieder erfahren, daß Hindus und Moslems uneigennützig Hilfe der Christen bewundern (vielleicht weil echte Caritas in ihren Reihen eher selten ist). Mit Gandhi sprechen sie aber – sicher überspitzt – einer guten Tat den sittlichen Wert ab, wenn sie auf einen Bekehrungserfolg abzielt. Mit solchen Urteilen oder Vorurteilen muß jede verantwortungsbewußte Organisation rechnen. Ein einzelnes Projekt, das in diesem Punkt aus der Reihe fällt, kann unter Umständen das ganze Hilfsprogramm in Mißkredit bringen. Ich bin überzeugt, daß das Opfer nur scheinbar ist. Wenn wir unsere Hilfe auch in diesem Sinne selbstlos und ohne Berechnung auf einen unmittelbaren Erfolg leisten, wird sie auf die Dauer die größeren geistigen Werte hervorbringen.

► Die richtige Gesinnung allein genügt jedoch nicht, um die rechte Methode des Helfens zu finden. Man muß dazu auch die Mentalität des überseeischen Partners kennen und sich ihr anpassen können.

In der Praxis ist das eine sehr schwierige und delikate Sache und es wird ohne Fehler und Kritik überhaupt nicht abgehen. Denn auch der Partner ist kein Heiliger, und es ist von vorneherein unmöglich, ihm oder gar allen alles recht machen zu können. Wir müssen zufrieden sein, wenn wir bei diesem Hürdenlauf nicht über zuviele Hindernisse stolpern und damit disqualifiziert werden.

► Nicht nur die Psychologie des Partners, sondern auch die sachlichen Gegebenheiten sind in den überseeischen Ländern so verschieden von den unseren, daß ohne entsprechende Anpassung der Methoden schwerwiegende Nachteile eintreten müssen.

Nun hat jede Organisation und jede Zentrale ihre Eigengesetzlichkeit, ihre Geschäftsordnung, die ihre Interessen schützen soll. Sie läuft damit Gefahr, die Dinge so abzuwickeln, wie es ihr am besten entspricht. Ihre Interessen sind aber nicht notwendigerweise identisch mit den Interessen des überseeischen Partners – und daraus stammen dann Mißverständnisse, Verstimmungen und noch schlimmere Folgen. Mit diesem Problem hat jeder Vertreter einer Weltfirma in Übersee, jedes Mitglied einer Botschaft und jeder Experte einer Organisation für EH zu ringen, da er die Interessen seines Auftraggebers und seiner einheimischen Verhandlungspartner womöglich in Einklang bringen soll. Ich möchte zur Illustration noch einen typischen Fall aus meiner eigenen Praxis kurz darlegen.

Das Werk Misereor gibt richtigerweise einen Teil seiner Finanzhilfe als Darlehen. Nun wurde ohne vorherige Konsultation der Außenvertreter beschlossen, nicht nur rechtsgültige, also gerichtlich erzwingbare Darlehensbeträge zu verlangen, sondern auch die Darlehensgewährung von entsprechenden Sicherheiten abhängig zu machen, also auf Bürgschaften, Hypotheken oder dergleichen Garantien zu bestehen. Dieser Beschluß dient einseitig dem Interesse der Organisation, die sich damit gegen Verluste und gegen die Kritik allzu großer Vertrauensseligkeit abschirmen möchte. Er nahm aber keine Rücksicht auf die so ganz anders gearteten Rechtsverhältnisse in den überseeischen Gebieten. Was Indien betrifft, so verursacht etwa die Aufnahme einer Hypothek so große Umtriebe und Kosten, daß sie praktisch undurchführbar wird. Die Folge waren Verzögerungen, Verärgerungen und in einzelnen Fällen geradezu die Frustration der Hilfsmaßnahme. Ihre Durchführung scheiterte an diesen formalen Schwierigkeiten. Die Praxis mußte denn auch geändert werden, aber allerlei Unheil war unterdessen geschehen.

Anpassung, und zwar bis in die letzten Details der Formulare, Fragebogen, Korrespondenz ist also nötig, wenn man die rechte Art und Weise, zu helfen, finden will.

Es ergibt sich aus dem Gesagten auch die Notwendigkeit, womöglich Personen heranzuziehen, die mit den Verhältnissen in den Partnerländern wirklich vertraut sind. Man muß diesen Experten dann auch Vertrauen schenken und damit die entsprechenden Kompetenzen zugestehen.

Dritter Grundsatz

Aus diesen Ausführungen wird ein drittes Axiom verständlich, das ich den Satz von den gleichgearteten Partnern nennen möchte.

Die Chancen des Erfolges der EH sind größer, wenn sich die beiden Partner kennen oder gewisse gemeinsame Interessen besitzen. Die Vertrauensbasis ist breiter, die gemeinsame Planung wird leichter und die Durchführung kann besser überwacht werden. Die staatliche Entwicklungshilfe wird im allgemeinen mit staatlichen Stellen verhandeln oder wenigstens im Einverständnis mit dem Fremdstaat arbeiten müssen. Eine kirchliche Organisation wird vor allem, wenn auch nicht notwendigerweise, ausschließlich mit kirchlichen Projektträgern operieren. Gewerkschaften haben auf dem Gebiet gewerkschaftlicher Tätigkeit die besten Voraussetzungen zu reüssieren usw. Ich halte also, um das hier einzuschalten, wohl eine Koordination und gegenseitige Verständigung über Hilfsmaßnahmen für angezeigt, nicht aber eine Zentralisation, da damit die Gefahr wachsen würde, die Rücksicht auf den überseeischen Partner zu vernachlässigen.

Wie weit im Einzelfall diesem Grundsatz entsprochen werden soll, ist eine Frage klugen Ermessens. Es ist zum Beispiel bekannt und übrigens auch verständlich, daß die staatlichen Verwaltungen mancher der jungen Staaten, an unseren Maßstäben gemessen, allerlei zu wünschen übrig lassen an Kompetenz, an Leistungsfähigkeit und Integrität. Sie sind nicht notwendigerweise die besten Partner. Die Zusammenarbeit mit gewissen privaten Institutionen könnte auch für staatliche Hilfsdienste bessere Resultate versprechen. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die EH, sobald sie einen gewissen Umfang annimmt (dessen konkretes Maß von der wirtschaftlichen Größe des betreffenden Landes abhängen wird), ein politisches Faktum schafft. Vielleicht denken einige von uns zu wenig an diese Gesichtspunkte, wenn sie für unsere wackeren Missionare, die sich ohne Zweifel als sehr kompetente und zuverlässige Projektträger anbieten können, eine Berücksichtigung bei der Verwendung von Bundeshilfen für die Entwicklungsländer eher fordern als erwarten. Wo der Fremdstaat seine Einwilligung zu einer solchen Zusammenarbeit zwischen Bund und Mission auf seinem Territorium gibt, ist sie natürlich durchaus begrüßenswert. Auch in unserem nördlichen Nachbarland hat die Regierung aus ihren Milliardenbeträgen für EH eine größere Summe abgezweigt, um neben den eigenen bilateralen und multilateralen Projekten Hilfsmaßnahmen durch kirchliche Institutionen zu ermöglichen. Allerdings behält sie sich das Recht vor, die Anträge zu überprüfen und letztlich zu genehmigen oder abzuweisen.

Diese Überlegungen bringen uns wieder einen Schritt weiter, zur richtigen Wahl der Projekte. Ganz allgemein ließe sich wohl die banale Regel aufstellen, daß das Projekt mit dem größten Nutzen den Vorzug vor jedem anderen verdient. Wo aber ist der größte Nutzen? Das ist jeweils die schwierige Frage.

Wenn der Staat oder eine wirtschaftlich eingestellte Organisation der Träger der Hilfe ist, so wird das wirtschaftlich oder sozial beste Projekt zu suchen sein. Für eine kirchliche Organisation halte ich ein anderes Auswahlprinzip als berechtigt. Die Morallehre sagt, daß der Mensch in der größeren Not unter gleichen Umständen größeren Anspruch auf meine Hilfe hat als ein anderer. Neben dem Erfolg ist also auch die Not ein zu berücksichtigender Faktor. Der Staat mag zwingende Gründe haben, angesichts allgemeiner Not seine Mittel dort

einzusetzen, wo er den schnellsten Erfolg erwarten darf. Er beginnt sein Aufbauwerk bei den progressiven Gruppen, in den ertragreichsten Gebieten. Die rückständigen Teile der Bevölkerung und die volkswirtschaftlich wenig interessanten Gebiete werden solange mehr oder weniger ausgeklammert, als der allgemeine Tiefstand andauert.

Hier können nun private und kirchliche Organisationen einspringen. Verglichen mit den viel größeren staatlichen Mitteln können sie doch nur zusätzliche Hilfe leisten. Neben den Milliardenbeträgen, über die der indische Staat – zum guten Teil dank ausländischer Hilfen – für sein Wohlfahrtsprogramm verfügt, bleiben die 10 Millionen, die das jährliche Indien-Budget des Werkes Misereor ungefähr ausmachen, ein Tropfen. Es wäre durchaus richtig, einen Teil davon dort einzusetzen, wo die Menschen die größte Not litten, vorausgesetzt, daß echte Selbsthilfeprojekte und nicht einfach karitative Maßnah-

Probleme der Missionstätigkeit in Ghana

Die Missionsarbeit der katholischen Kirche in Ghana begann im Zeitalter der Entdeckungen, als die portugiesischen Seefahrer im Januar 1471 die afrikanische Goldküste fanden und dort am Strand ein großes Holzkreuz errichteten.

Keine fünfzig Jahre später bekam Westafrika schon seinen ersten einheimischen Bischof. Als 1637 die Herrschaft der Portugiesen von den kalvinistischen Holländern gebrochen wurde, bedeutete das praktisch das Ende der Missionstätigkeit; erst 1737 traten protestantische Missionare an die Stelle der katholischen. Mitte des 19. Jahrhunderts übernahmen die Engländer die Herrschaft. 1880 betraten wieder die ersten zwei katholischen Missionare, Mitglieder der Gesellschaft für die afrikanischen Missionen (Lyoner Missionare), das Land. Seit 1906 arbeiten die Weißen Väter im Norden Ghanas, seit 1938 die Steyler Missionare in Accra. Am 6. März 1957 erhielt die Goldküste ihre staatliche Unabhängigkeit und nannte sich Ghana nach dem ältesten bekannten afrikanischen Staat in Westafrika. Heute zählt das Land, das fast so groß ist wie die Deutsche Bundesrepublik, aber nur knapp sieben Millionen Einwohner hat, 584 000 Katholiken, die in sechs Bistümern und dem Erzbistum Cape Coast von 308 Priestern, darunter 54 einheimischen, betreut werden.

1955 hatte die Kirche etwa ein Drittel des gesamten

Schulunterrichtes

in ihren Händen. Heute führt sie noch ein Viertel aller Schulen des Landes. Die Regierung errichtet in steigendem Maße eigene Schulen, aber die Mission sucht Schritt zu halten. Das staatliche Schulaufbauprogramm hat sogar manche kirchliche Stellen veranlaßt, ausgesprochen eilig noch mehr Schulen zu eröffnen. Darunter leidet dann freilich das Niveau des Unterrichts. Zu einer gründlichen katholischen Durchbildung der Studenten kann es nicht immer in genügendem Maße kommen, und wenn die Schulen angesichts des Personalmangels bei den Missionaren schließlich nur halb kirchlich geführt werden können und immer mehr weltliche Lehrkräfte eingestellt werden müssen, die an laizistisch ausgerichteten staatlichen Lehrerseminarien ihre Ausbildung erhalten haben, dann führt das zuweilen zu einer unerquicklichen Lage. Die Studenten reagieren auf eine halbkatholische Ausbildung vielfach mit Abneigung oder gar mit Haß gegen das Christentum. Führende katholische Fachleute im Erziehungswesen fehlen oder sie sind mit Verwaltungsarbeit derart überlastet, daß sie über ihren engen Aufgabenkreis hinaus sich nicht einsetzen können. Sie haben längst erkannt, daß es in Ghana noch viel weniger als in europäischen Ländern genügt, in der Schule lediglich den einzelnen Menschen für sich zu erziehen, ohne seine Lebensbedingungen außerhalb der Schule, besonders in der Familie, zu beachten, aber es fehlt einfach die physische Kraft, über die Schultätigkeit

men möglich gemacht wurden. Wo geeignete Projektträger vorhanden waren, wurden tatsächlich auch sehr ansehnliche Summen bewilligt, wie etwa bei den Pullayars in Malabar, den Fischern in Travancore, den Katkaris bei Bombay, den Mahars in Puna usw.

Um eine gute EH leisten zu können, dürfte die Berücksichtigung dieser (und wohl noch einiger anderer) Grundsätze nötig sein. So finden wir das wahre Ziel, die richtige Methode, den guten Partner und das entsprechende Projekt. Allerdings ist die Anwendung auf die ewig wechselnden Verhältnisse nicht nur nicht leicht, sondern ausgesprochen delikate. Das ist aber bei jeder erzieherischen Arbeit so. Immer braucht es dafür neben einer rechten Absicht und ausreichenden Kenntnissen auch viel Beweglichkeit, Geduld und vor allem den Mut, Vertrauen zu schenken.

Felix Alfred Plattner
(Zweiter Teil «Die Praxis» folgt)

hinaus noch Familienseelsorge zu betreiben. Zahlreiche katholische Maturanten, die nicht über ihre Familie fest mit der Kirche verbunden waren, entschwinden darum nach der Reifeprüfung dem Einfluß der Kirche. Linksgerichtete Kräfte wissen dann ihre Chance zu nutzen.

Die Binnenwanderung, die Landflucht und Verstädterung

sind eine weitere große Sorge der Kirche. Nach neuesten Schätzungen sollen fast 50 % der Einwohner Ghanas schon zur Stadtbevölkerung zählen. Nur noch wenige kleinere Stämme im Norden des Landes, die erst kürzlich aus ihrer Isolation hervortraten, leben im patriarchalischen Verband der Großfamilie, in einem ummauerten Gelände, dessen Lehmhütten jeweils nur eine Öffnung zum gemeinsamen Platz in der Mitte des Dorfes hin haben, wo die gemeinsamen Vorräte aufgespeichert sind. Kann die Kirche hier noch eine geordnete und dauerhafte Tätigkeit ausüben, so muß sie anderswo erleben, daß ganze Dörfer praktisch durch Abwanderung nach dem Süden verschwinden. Und während die Gemeinde des Landmissionars immer kleiner wird, wächst die des Stadtmissionars nicht nur zahlenmäßig, sondern auch strukturmäßig. Es kommen Angehörige der verschiedensten Stämme und Sprachen, mit sehr unterschiedlichen Traditionen, auch mit verschiedenen christlichen Gewohnheiten. Ihnen allen soll der Missionar alles werden. Bei seinen Predigten verwendet er schon bis zu drei Dolmetscher; er kann sich darauf berufen, daß auch die Häuptlinge des Landes gewöhnlich nicht direkt zu ihrem Volk sprechen, sondern sich eines Sprechers bedienen, aber eine warme, zu Herzen gehende Predigt kommt so nur sehr schwer zustande. Die Gruppen, die wenig oder nichts verstehen, werden sich kaum heimisch fühlen in dieser Kirche, und wenn sie unter den Mitchristen einen guten Freund finden, werden sie ihn zunächst doch für die Erreichung erträglicher Lebensverhältnisse bemühen müssen.

Zuweilen käme der Landmissionar, dessen Gläubige abgewandert sind, gern in die Stadt zu seinem überlasteten Mitbruder, aber meist ist er doch nicht ganz ohne Herde. Er hat seine Station vielleicht selbst gegründet, mit viel Mühe ein Kirchlein und eine Schule gebaut, die Leute kennen ihn alle und er kennt sie, er spricht ihre Sprache und ist beliebt. Welcher Missionsobere mag ihm da befehlen, daß er alles verläßt und anderswo von vorn beginnt? Missionsstrategisch wäre es gewiß richtig, den Befehl zu erteilen, aber auch Missionare sind Menschen.

Man könnte zur Entlastung der Stadtmissionare an überdiözesane Zusammenarbeit

denken; aber hier tut sich ein neues Problem auf, das wir an der Pressefrage erläutern können. Die Bischöfe Ghanas haben sich seit Jahren das Problem der katholischen Presse für ihr Land gestellt. In Frage käme die Herausgabe eines Wochenblattes. Dafür wäre aber eine von mehreren oder allen Diözesen

getragene Druckerei nötig, im Gegensatz zu den bestehenden Druckereien der Lyoner und Steyler Missionare, die dafür viel zu klein sind. Mit der Druckerei wäre das am meisten dringliche Problem noch nicht gelöst, nämlich das Problem eines modernen Nachrichtendienstes und einer vollwertigen Schriftleitung. Ist dafür irgendwo ein Fachmann da, so braucht ihn der Bischof meist dringend für die Aufgaben seiner eigenen Diözese. Es ist ferner sehr schwierig, ein Wochenblatt herauszugeben, das gleichzeitig die gebildete Stadtbevölkerung und Leute anspricht, die gerade erst das Lesen gelernt haben, die wegen ihrer abgelegenen Orte das Wochenblatt erst bekommen, wenn es veraltet ist. Sie hungern aber nach Literatur, und da die Kirche leider nicht die Mittel hat, um diesen Hunger zu befriedigen, tun es andere. Die sowjetische Botschaft bekommt per Flugzeug laufend geeignete Literatur aus Moskau geschickt und läßt sie billig im Lande verkaufen.

Manche Missionare betonen den großen Wert katholischer Krankenhäuser, Altersheime und ähnlicher

Sozialwerke.

Sie weisen mit Recht darauf hin, daß die katholischen Krankenhäuser bevorzugt werden, weil die Bevölkerung dort eine bessere Behandlung erfahre. Doch trotz aller Bemühungen ist das Personal unzureichend und die Patienten bleiben viel zu wenig lang, als daß man sie im Krankenhaus tiefer beeinflussen könnte. Die meisten Mütter zum Beispiel verlassen die Klinik schon am Tag nach ihrer Entbindung. Im Interesse der öffentlichen Gesundheit stellt die Regierung außerdem steigende Anforderungen an Einrichtung und fachärztliche Leitung der Krankenhäuser, so daß die Mission vor der Wahl steht, entweder diese Forderungen zu erfüllen und ihre bescheidenen Mittel dafür einzusetzen oder die staatliche Anerkennung zu verlieren, was zur Folge hätte, daß nur noch ganz arme Patienten übrig bleiben, die sozial keinerlei Einfluß besitzen. Schließlich kann das einheimische Personal in einem solchen Krankenhaus keinerlei Karriere machen. Es zieht sich zurück. Ordensschwwestern sind erst wenige da.

Zwar haben sich die Missionare den Weisungen der Päpste entsprechend seit langem um

einheimischen Nachwuchs

an Schwestern, Brüdern und Priestern bemüht, aber diese Be-

mühungen können nur langsam zum vollen Erfolg führen. Der Mangel an Personal und an Mitteln zwang oft zum Verzicht auf moderne Ausbildungsmöglichkeiten, und wer darf es den Missionaren verdenken, wenn sie bei ihrer Arbeitsüberlastung nicht auch noch intensiv studieren und so fruchtbare Anregungen gewinnen, um die Ausbildung ihrer Helfer immer auf der Höhe der Zeit zu halten? So liegen in Ghana zahlreiche Monographien über Landesprobleme unausgenutzt in öffentlichen Bibliotheken. Darum kommt der ganze nationale Aufbau des Landes bei der Kirche und ihren Instituten etwas zu kurz. Manche Missionare sind nicht orientiert über die Pläne der Ghanesischen Entwicklungsgesellschaft. Der Voltastaudamm und der neue Hafen bei der Hauptstadt Accra scheinen viele Katholiken gar nicht zu interessieren. Und das trägt ihnen wieder Vorwürfe aus nationalistischen Kreisen ein. Der übersteigerte

Nationalismus

ist überhaupt wohl das schwierigste Problem, mit dem die Kirche in Ghana zu ringen hat. Die Tatsache, daß sie übernationale Weltkirche ist und Weisungen aus Rom empfängt, wird ihr von linksgerichteten Kreisen als Kolonialismus und Imperialismus im Dienste landesfremder Mächte ausgelegt.

Die Kirche in Ghana sieht sich vielen schweren Problemen gegenüber, aber sie verzagt nicht, sondern sucht diese zu meistern. Ohne sie zu beschönigen, gesteht sie die tatsächliche Lage ein, lernt aus ihren Fehlern und schließt sich enger zusammen, um den Forderungen der Zukunft gewachsen zu sein. Seit Anfang dieses Jahres gibt es eine Konferenz der Bischöfe Ghanas, die Richtlinien für alle Missionare und Katholiken des Landes herausgibt, so daß die Kirche heute mehr als zuvor eine geschlossene Gemeinschaft in Ghana darstellt. Die Binnenwanderung führt dazu, daß sich die Katholiken als große Gemeinschaft erleben, und der Blick nach Rom läßt sie sich als Glieder einer Weltkirche bewußt werden. Unter der Jugend ist erstaunlich viel Idealismus lebendig und mancher katholische Lehrer bleibt der katholischen Schule treu, obwohl die Staatsschule ein bedeutend höheres Gehalt verspricht. Der hingebungsvolle Eifer der Missionare steht über jeder Kritik. So darf die Kirche Ghanas von der Kirche Europas großzügige Hilfe erwarten, die aus echter Überzeugung kommt.

P. Heinrich Drenkelfort SVD, Rom

Heilige Schrift

Gottes Wort und Werk*

«Grands thèmes bibliques» ist der Titel des französischen Originals, was man mit «Grundgedanken der Bibel» übersetzen könnte, oder wie der Untertitel der deutschen Übersetzung lautet: «Große Themen der Heilsgeschichte». Es handelt sich um ein Gemeinschaftswerk französischer und belgischer Exegeten ersten Ranges. Wenn wir von Gemeinschaftswerk reden, wollen wir damit sagen, daß nicht einfach Beiträge verschiedener Autoren zu einem Buch zusammengefaßt wurden, sondern daß ein einheitlicher Gesamtplan zugrundeliegt. So kommt so etwas wie eine Glaubenslehre zustande, allerdings nicht nach Art unserer scholastischen Katechismen, die uns in ihrer spindeldünnen Begrifflichkeit den Glauben verleiden machen könnten, sondern nach Art einer Heilsgeschichte. Die Grundhaltung des Menschen und seine religiösen Erwartungen werden nicht nur in ihrer Verwurzelung im Alten Testament aufgezeigt, sondern vor allem auch in ihrer Entwicklung, die sie schon innerhalb des Alten Testaments durchgemacht haben, woraus erst die Erfüllung im Neuen Testament voll verständlich wird.

* Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, 1960. 216 Seiten, DM 11.80.

Wenn etwa Jesus bei seinem ersten Auftreten in Galiläa nach Markus 1, 15 verkündet hat: «Nahegekommen ist das Reich Gottes», so empfinden wir das unmittelbar kaum als frohe Botschaft. Eher verlegen müssen wir danach fragen, was das eigentlich heißen soll. Das liegt daran, daß wir aus dem Alten Testament gewöhnlich nur vereinzelte Episoden kennen. Falls wir meinen, das Alte Testament als zusammenhängende Geschichte zu kennen, so ist es uns doch kaum als Heilsgeschichte vertraut. So ist es wertvoll, im Beitrag von A. Descamps «Die Königsherrschaft Gottes» zu erfahren, daß die Reich-Gottes-Vorstellung in drei geschichtlichen Etappen zur Verkündigung Jesu hingeführt worden ist.

In einer ersten Etappe, vom 11. bis 8. Jahrhundert, finden wir die Kriegsgesänge der Richterzeit, in denen Gott als der siegreiche Kriegsherr gefeiert wird, und die Thronbesteigungs- und Königspsalmen, in denen die Königsherrschaft Gottes besungen wird. Gleichsam in Klammer können wir beifügen, daß man überall die sichere Hand des gewiegten Exegeten spürt. So kann Descamps es sich leisten, zu einer unter Fachgelehrten heiß umstrittenen Frage seine Meinung zu äußern: «Es ist nicht einmal unwahrscheinlich, daß man in Israel vor dem Exil alljährlich ein Königsfest der Thronbesteigung Jahwes feierte» (193).

Mit dem 8. Jahrhundert hebt die zweite Etappe an, in der die

großen Propheten auftreten. Sie wenden sich gegen die falsche Sicherheit, in der das Volk sich wiegt und schildern die Ankunft Jahwes als schwarzen Tag. Aus dem Gericht wird allerdings ein Rest hervorgehen, der von einem entnationalisierten und entmaterialisierten Glauben an die Königsherrschaft Gottes erfüllt sein wird.

In der nachexilischen Zeit leben zeitweise die nationalistischen Hoffnungen der frühen Königszeit wieder auf. Aber als Gesamtlinie führt die Konstitutierung des Volkes als Kultgemeinschaft doch zu einer Vertiefung der Botschaft der Propheten, bis im zweiten Jahrhundert v. Chr. etwas völlig Neues aufbricht: die apokalyptische Frömmigkeit. Sie schafft den Übergang von der Erwartung eines irdischen Reiches zur Hoffnung auf ein himmlisches Reich. Wer auf dieses himmlische Reich hoffte, mußte aufhören, als Jesus verkündete, es stehe nahe bevor.

Was Descamps für die Königsherrschaft Gottes tut, weist Jacques Guillet SJ. für den Geist Gottes nach: seine Erscheinungsform bei den Nebiim, jenen ekstatischen Prophetenverbänden, den Richtern, den Königen und den Propheten. Bei einem Vergleich mit Jesus führt dieser geschichtliche Hinweis zu einer tief religiösen Einsicht: «Daß bei Jesus die gewöhnlichen Anzeichen des Geistes fehlen, ist auf seine Art ein Zeichen seiner Gottheit. Er empfindet den Geist nicht wie eine Kraft, die von außen in ihn einbricht, er ist bei sich selbst im Geist, der Geist gehört ihm; der Geist ist sein eigener Geist» (210).

Obwohl es nicht die Absicht einer Kurzbesprechung ist, eine ausführliche Inhaltsangabe zu bieten, möchten wir doch noch auf den Beitrag von Xavier Léon-Dufour SJ. über den Glauben hinweisen. Denn er beginnt mit der pädagogisch sehr weisen Unterscheidung von zwei Menschentypen und mit der Antwort der Bibel auf deren Gefahren. Verstandesmenschen verstehen den Glauben oft als bloßen Akt des Willens: das mußst du einfach glauben. Die Gefahr eines solchen Glaubens nach Léon-Dufour: er wird infantil und ist dem täglichen Leben nicht gewachsen, da er nicht personal und damit nicht erwachsen worden ist (96). Solche Menschen werden von der Bibel gelehrt: «Gegenstand des Glaubens ist nicht in erster Linie eine Anzahl von Wahrheiten».

Der andere Menschentyp, der im Glauben fast spontan seine Erfüllung findet, wird daran erinnert, daß sein Glaube oft nicht viel tiefer wurzelt als in der Sphäre des Gefühls. Ihn lehrt die Bibel, «daß der Glaube zwar nicht in Frage gestellt, aber Gegenstand des Fragens sein darf.» Den Glauben besitzt man nicht, er ist Geschichte und Fortschritt.

Bei einem Spezialisten der synoptischen Frage, wie Léon-Dufour es ist, muß kaum eigens erwähnt werden, daß er in seiner Darstellung zwischen dem Glauben bei den Synoptikern, der

Apostelgeschichte, bei Paulus und Johannes unterscheidet. Kein Eintopfgericht wie in unseren Katechismen.

Aus unserer Besprechung dürfte zur Genüge hervorgehen, daß wir in «Gottes Wort und Werk» eine Glaubenslehre vor uns haben, in der ein moderner Mensch sein religiöses Anliegen wiedererkennen kann und die ihm neue Freude am Glauben zu vermitteln vermag.

M. Brändle

Ezéchiél. Französische Übersetzung von Jean Steinmann. Einleitung und Kommentar von einer Bibelrunde des Studienzentrums Notre-Dame. Collection: «Connaitre la Bible». Bruges, Desclée de Brouwer, 1961. 191 Seiten, frs. b. 69.-.

Kaum einem andern Propheten gegenüber sind wir so fassungslos. So lautet der erste Satz der Einleitung. Hiedurch wird in uns bereits die Hoffnung geweckt, einen gangbaren Weg geführt zu werden, auf dem wir mit den Schwierigkeiten des Buches Ezechiel fertig werden können. Ein Gefühl der Sympathie für Ezechiel wird in uns geweckt, wenn er uns in seiner menschlichen Schwäche geschildert wird: «Wie alle Theoretiker fand auch er nicht den Kontakt zu seinen Mitmenschen. Er möchte die Masse erreichen, kann aber seine Botschaft nur einer kleinen Zahl übermitteln.»

In der Einleitung wird darauf hingewiesen, daß die Orakel Ezechiels in einem wirren Zustand auf uns gekommen sind. Dementsprechend folgt die von Steinmann vorgelegte Übersetzung nicht der in unseren Bibeln festgelegten Ordnung des Textes. Die einzelnen Orakel werden aus der Reihenfolge der Kapitel herausgenommen und in fünf Gruppen zu einer besseren Ordnung zusammengefügt. Damit wir bei einer bloßen Konsultation des Buches eine bestimmte Stelle trotzdem rasch auffinden können, ist hinten eine Übersicht in der normalen Reihenfolge der Kapitel und Verse mit den Seitenzahlen des Buches beigefügt.

Das Buch ist so angeordnet, daß auf der linken Seite immer die Übersetzung des Bibeltextes in kleinerer Schrift steht und auf der rechten Seite der Kommentar in größerem Druck. Text und Erklärungen sind in leicht überschaubare Einheiten aufgegliedert. Diese Art der Präsentation ist sicher viel angenehmer als jene, bei der zuerst der Bibeltext geboten wird und im Anschluß daran die Erklärungen, so daß man gezwungen ist, immer wieder zurückzublättern.

Der Kommentar ist wissenschaftlich fundiert. Was an Archäologischem, Historischem und Religionsgeschichtlichem den Text erhellen kann, wird angeführt. Auf Glossen und Interpolationen im Bibeltext wird immer aufmerksam gemacht. Trotz der wissenschaftlichen Präzision liest sich aber der Kommentar sehr angenehm. Skizzen des in der Vision geschauten Tempels und der imaginären Landverteilung erleichtern das Verständnis des Textes. Etwa 40 gut ausgewählte Abbildungen vermitteln uns einen Eindruck von der kulturellen und religiösen Umwelt, in der Ezechiel gelebt hat.

Am Schluß finden wir einen Fragebogen über den Propheten Ezechiel und seine Schrift. Etwa Frage 17: «Hat Ezechiel einen Anstoß zur Entwicklung der Moral des Alten Testaments gegeben?» Oder Frage 26: «Welches sind die originellen Züge der Kunst Ezechiels?» Diese Beispiele zeigen, daß der Fragebogen nicht nur ein Hilfsmittel für Gruppenarbeit über den Propheten Ezechiel ist, sondern auch zu einer aktiveren persönlichen Lektüre stimulieren kann.

Wenn man über diesen Kommentar verfügt, hat man kein Recht mehr, sich zu beklagen, Ezechiel sei unverständlich.

M. Brändle

Bücher

Ursprung der Religion. In der «Deutschen Demokratischen Republik» bekämpft der atheistische Kommunismus die Religion unter anderem mit der Behauptung, es habe religionslose Völker gegeben und werde es auch in Zukunft geben. Dieser atheistischen Propaganda sollte ein katholisches Werk über den Ursprung der Religion entgegengestellt werden. Auf Wunsch des Morus-Verlages, Berlin, hat sich das ethnologische Seminar von St. Gabriel, Mödling-Wien, dieser Aufgabe unterzogen. (Herausgegeben von Paul Schebesta. Berlin, Morus-Verlag, 1961. 264 Seiten.)

Der Leitgedanke, nach dem die verschiedenen Mitarbeiter des Buches ihr Material zusammenstellten, scheint folgender zu sein: Die katholische Apologetik ist nicht auf den Nachweis eines Urmonotheismus angewiesen. «Das Christentum bezieht seinen Wahrheitsbeweis weder aus der Ablehnung der ‚natürlichen‘ Religion noch aus der Anlehnung an sie. Es ist in sich

selbst begründet. Es ist Offenbarungsreligion» (S. 239). Der Hochgottglaube der Primitiven ist eine Tatsache, die sich aus einer rein wissenschaftlichen, unvoreingenommenen Forschung ergibt.

Entsprechend dieser Zielsetzung enthält das Buch Kapitel, die sich mit den verschiedenen Theorien über den Ursprung der Religion befassen und solche, die reichhaltige Zitate aus den Berichten ethnologischer Forschungsreisen bieten.

Als Beweis für die Unvoreingenommenheit der katholischen Forschung werden zwei Zitate von Missionaren aus dem 16. Jahrhundert angeführt (S. 237), in denen die Missionare bekennen, daß die von ihnen besuchten Stämme keine Religion haben. Hieraus sollen die Leser ersehen, daß die Missionare die ethnologischen Materialien nicht, wie ihnen vielfach vorgeworfen wird, verfälscht haben. Ihr theologisches Interesse an der Reli-

gion hat sie keineswegs dazu verleitet, die von ihnen angetroffenen Zustände zu beschönigen.

Gegenüber diesem Beweis haben wir das Bedenken, daß das Problem des Urmonotheismus erst im 19. Jahrhundert zu einer Streitfrage zwischen den Ethnologen und den Theologen wurde. Ist es denn nicht tatsächlich so, daß in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die katholische Apologetik am historischen Nachweis des Urmonotheismus sehr interessiert war? Wäre es also nicht eine viel überzeugendere Art der Apologetik, wenn man zugäbe, daß die Ethnologie eine junge Wissenschaft ist, die ihre wissenschaftlichen Methoden erst allmählich ausbilden mußte? So ist es doch höchst natürlich, daß anfangs die theologischen, die phänomenologischen, die historischen, die ethnologischen und soziologischen Fragestellungen noch nicht sauberlich auseinandergelassen werden konnten. In der allmählichen Entdeckung dieser verschiedenen Gesichtspunkte liegt ja gerade der Fortschritt einer Wissenschaft.

Erweckt etwa die Darstellung der Primitiven, die W. Schmidt für den ersten Band der «Historia Mundi» geschrieben hat, nicht den Eindruck einer gewissen Idealisierung? Durch diese Feststellung werden die unschätzbaren Verdienste Schmidts in keiner Weise verkleinert. Er bleibt der große Pionier. Er hat das evolutionistische Dogma vom Ursprung der Religion durchbrochen und damit einen entscheidenden Beitrag zur Begründung der Ethnologie als Wissenschaft geleistet. Aber wer wollte behaupten, daß Ethnologie und Religionswissenschaft bereits ein Begriffssystem erarbeitet haben, das allgemein anerkannt wäre? Solange das aber nicht der Fall ist, stellen selbst die aus ehrlichster Absicht geschriebenen Berichte über die Erforschung Primitiver vor schwierige Probleme. Denn die Beobachtung und die Gespräche, die mit Primitiven geführt werden, erfolgen doch von einem bestimmten Standort aus. Die Art zu fragen hat aber immer einen Einfluß auf die Antwort.

Daß eine solche Problematik heute noch besteht, scheint nicht die Ansicht von K. Klostermaier zu sein. Denn er schreibt Seite 192: «Völlig unverständlich aber bleiben heute, nachdem wir wirklich reichliches und sicheres Material über den Hochgottglauben der Primitiven haben, Äußerungen wie:». Hierauf folgt ein Zitat von K. Goldammer, dessen Herkunft aber nicht wie in anderen Fällen durch eine Anmerkung belegt wird. Nur die dem Namen beigefügte Jahreszahl 1959 läßt vermuten, daß es sich um den Beitrag handelt, den Kurt Goldammer zu dem von Friedrich Heiler herausgegebenen Werk «Die Religionen der Menschheit in Vergangenheit und Gegenwart» geleistet hat. Da die Autoren dieses Werkes Mitarbeiter Heilers aus der Marburger Schule sind, ist anzunehmen, daß Heiler die Ansichten von Goldammer teilt. Ist das vielleicht der Grund, warum Klostermaier gegen seine Gewohnheit im übrigen Text die Quelle für das Zitat aus Goldammer nicht nennt? Wollte er zeigen, daß Goldammer mit seiner Auffassung ziemlich isoliert dasteht? Oder wollte er vermeiden, Heiler in die Nähe Goldammers zu rücken, da er Heiler zweimal als Kronzeugen für seine eigene Auffassung vom Gebet zitiert?

Gerade weil die Auslassung dieser Quellenangabe harmlos ist, benützen wir sie zur Illustration einer Problematik, die Klostermaier offenbar verharmlost. Die Zitate aus Heiler über das Gebet sind phänomenologischer Natur. Die Angriffe auf Goldammer beziehen sich auf ein historisches Problem. Heißt das nicht, daß dieselbe Religionsphänomenologie in den Dienst sehr verschieden gerichteter Religionsgeschichten gestellt werden kann, daß also die Religionsgeschichte noch nicht jenes Stadium erreicht hat, auf dem wenigstens hinsichtlich der großen Linien der Entwicklung eine einheitliche Auffassung der Forscher verwirklicht wäre?

Deshalb begreifen wir wirklich nicht, daß K. Goldammer dafür kritisiert und an den Pranger gestellt wird, daß er sagt, an den «Theorien des Urmonotheismus» sei «vor allem methodisch viel umstritten» (S. 192). Das scheint uns einfach eine Tatsache zu sein. Denn wer sich einmal Rechenschaft darüber gegeben hat, wie schwierig es ist, auch nur einen wissenschaftlichen Begriff der archaischen Gesellschaft aufzustellen, für den ist es klar, daß es noch viel schwieriger ist, von den heute lebenden Primitiven auf die Urmenschheit zurückzuschließen. Wer eine Vorstellung von der Komplexität der ethnologischen Forschung gewinnen will, möge die drei Kapitel über «Problèmes du rapport entre sociétés dites 'archaïques' et sociétés historiques» im zweiten Band des «Traité de Sociologie» von Georges Gurvitch (1960) durchlesen.

Obwohl wir also den Eindruck haben, daß das Buch «Ursprung der Religion» die Problematik des Themas allzusehr vereinfacht, stimmen wir dem Herausgeber P. Schebesta gerne zu, wenn er schreibt: «Trotzdem sind sie (die Religionen der Naturvölker) den Nichtfachleuten bis heute weithin unbekannt, sodaß die Leser darin sicher viele Überraschungen finden dürften». Insofern viel unbekanntes Material allgemeinverständlich geboten wird, ist «Ursprung der Religion» sicher ein sehr nützliches Buch. Hinzu kommt die großzügige Ausstattung des Buches durch den Verlag mit 33 Abbildungen auf 15 Bildtafeln, die verschiedene Aspekte der Religion

der Primitiven vorzüglich veranschaulichen. Auch das sieben Seiten umfassende Literaturverzeichnis ist sehr wertvoll.

M. Brändle

Mater et Magistra – deutsche Textausgaben

1. «Die Sozialenzyklika Papst Johannes' XXIII. Mater et Magistra». Mit einer Einführung in die Soziallehre der Päpste von Leo XIII. bis zu Johannes XXIII., von Eberhard Welty O. P., Herder-Bücherei, Band 110.
2. «Mater et Magistra mit Verweisungen auf frühere päpstliche Verlautbarungen zur sozialen Frage und Erläuterungen unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse.» Von Erwin Stindl. Verlag Johann Wilhelm Naumann, Würzburg.
3. «Enzyklika Mater et Magistra.» Nichtamtliche Übersetzung des Vatikans mit Zwischentiteln, Marginalien und einem Sachregister versehen. Rex-Verlag, Luzern.
4. «Mater et Magistra.» Verlagsanstalt Buchdruckerei Konkordia, Winterthur.

1. Band 110 der «Herder-Bücherei» bietet die neue deutsche Übersetzung, die auf Anregung der deutschen Bischöfe erstellt worden ist. Die Einleitung von Prof. Dr. P. Welty O. P. bietet einen trefflichen Überblick über die vorangehenden Enzykliken seit 1891 wie eine erste Einführung in die neue Enzyklika. Die Numerierung des Textes dürfte sich im ganzen deutschen Sprachraum durchsetzen. Sie wurde auch von Frankreich und Italien übernommen, so daß eine einheitliche Zitierung nun möglich ist. Die neue Übersetzung ist in manchem der vatikanischen an Genauigkeit überlegen – bisweilen aber hätte man ruhig die alte stehen lassen dürfen. Jede Übersetzung ist auch Interpretation.

Insbesondere ist zu bedauern, daß die in Deutschland leider üblich gewordene falsche Übersetzung des Subsidiaritätsprinzips (aus «Quadragesimo Anno»), die in der vatikanischen Übersetzung richtig war, in der neuen Ausgabe wieder mitgeschleppt wurde. Es ist zu hoffen, daß die Korrektur jener allzu individualistischen Interpretation in einer neuen Auflage nachgeholt wird!

Ferner ist zu wünschen, daß ein Stichwortverzeichnis beigegeben werde.

2. Die Ausgabe des Naumann-Verlages Würzburg bietet die erste vatikanische Übersetzung, fügt aber einen vorläufigen Kommentar bei. Besonders wertvoll sind die Hinweise auf Paralleltexte aus den früheren Enzykliken und Ansprachen und das alphabetische Stichwortverzeichnis.
3. Die Ausgabe des Rex-Verlages präsentiert sich, wie gewohnt, in größerem Format sehr schön und übersichtlich, gepflegt wie die übrigen Ausgaben der päpstlichen Ansprachen desselben Verlages. Leider ist hier eine andere Numerierung eingeführt worden, die aber in einer Neuauflage leicht nach der heute gebräuchlichen korrigiert werden kann. – Das Stichwortverzeichnis ist ausgezeichnet, das beste der bisher vorhandenen.
4. Die Konkordia-Verlagsanstalt Winterthur bringt die bisher billigste, trotzdem sehr schöne Ausgabe des neuen Textes mit der neuen Numerierung. In einer neuen Auflage wären Verzeichnisse beizufügen. J. David

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Dessauer Friedrich: Prometheus und die Weltübel. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1959. 208 S., Leinen DM 9.80.

Dessauer Friedrich: Was ist der Mensch? Die vier Fragen des Immanuel Kant. Verlag Jos. Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1959. 88 S., Pappband.

De Vaulx / Ch. Deville: Die Zeugen des Gottessohnes. Die Frohbotschaft nach Markus, Matthäus und Lukas. Reihe «Die Welt der Bibel». Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1958, 112 S., DM 5.80.

Döblin Alfred: Der unsterbliche Mensch. Ein Religionsgespräch. Band 41 der «Herder-Bücherei». Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1959. 196 S., Fr. 2.55.

Documentation Catholique: Les Instituts séculiers dans l'Eglise. Doctrines et réalisations actuelles. Bonne Presse, Paris 8e, 1959. 128 S., brosch. frs. 465.—.

Documents du Deuxième Congrès Mondial pour l'Apostolat des Laïcs: Band 1: «Les Laïcs dans l'église». 246 Seiten. Band 2: «Face au monde d'aujourd'hui». 287 Seiten. Beide Bände zusammen Lire 2500.—, frs. 2000.—, bFr. 200.—.

Dumeige Gervais S. J.: Lettres de Saint Ignace. Collection Christus. Ed. Desclée de Brouwer, Bruges, 1959. 528 S., brosch. bFr. 196.—.

Ein Weihnachtsgeschenk für Theologen, Akademiker, Lehrer

J. RUDIN

PSYCHOTHERAPIE UND RELIGION

Seele - Person - Gott

Probleme der tiefenpsychologischen Wissenschaft und der praktischen analytischen Erfahrung. 232 S., Leinen Fr. 16.80.

Prof. C. G. Jung in einem Brief an den Verfasser: «Soeben habe ich die Lektüre Ihres Buches beendet. Ich habe es von Anfang bis Ende mit größtem Interesse gelesen, denn es lag mir von jeher am Herzen, eine Brücke zu schlagen - oder wenigstens den Versuch dazu zu wagen - zwischen jenen beiden Disziplinen, die sich mit praktischer Verantwortlichkeit der cura animarum annehmen, also der Theologie einerseits und der medizinischen Psychologie andererseits ... Das ist das nicht hoch genug zu veranschlagende Verdienst Ihrer Arbeit, daß es uns ermöglicht, eine weite Strecke des Weges zusammen zu gehen - wie ich hoffte - zu beidseitigem Nutzen.»

WALTER-VERLAG, OLTEN



NEUERSCHEINUNGEN UND NEUAUFLAGEN

THOMAS OHM OSB
MACHET ZU JÜNGERN
ALLE VÖLKER

Theorie der Mission

Dies ist die erste umfassende Darstellung der Missionstheorie, der Wissenschaft vom Wesen der christlichen Mission, deren Studium der Heilige Stuhl in Anbetracht der modernen Entwicklung so nachdrücklich empfiehlt. 906 Seiten, Leinen 93,- DM.

NIKOLAUS MONZEL
DER JÜNGER CHRISTI
UND DIE THEOLOGIE

*Untersuchungen über
Art und Ort des theologischen Denkens
im System der Wissenschaften*

Der Frage nach dem Wesen des Christentums, nach dem einzigartigen Verhältnis von Lehre und Person seines Stifters, nach der Bedeutung der Theologie als Wissenschaft widmete der allzufrüh verstorbene Gelehrte seine letzte Arbeit. 144 Seiten, Leinen 7.50 DM; Englisch broschiert 6.20 DM.

BAND VI
DER DEUTSCHEN GESAMTAUSGABE DER WERKE VON

WLADIMIR SOLOWJEW
PHILOSOPHIE
THEOLOGIE . MYSTIK

Grundprobleme und Hauptgestalten

Herausgegeben von Wladimir Szykarski †
und Ludolf Müller

Dieser Band enthält die Beiträge Solowjews, die er als philosophischer Leiter des Redaktionsstabes für das 40bändige russische Lexikon Brockhaus-Jefron geschrieben hat, z.B. Weltmonarchie, Inspiration, Hegel, Duns Scotus, Idealismus, Kant, Materie, Nestorius. Der Band erscheint im Winter 1961/62. Etwa 544 Seiten, Ln. 58.50 DM. Bei Subskription auf die GA 41.20 DM.

BERNHARD HÄRING
DAS GESETZ CHRISTI

Moraltheologie für Priester und Laien

SECHSTE AUFLAGE . DREI BÄNDE

Zusammen 1808 Seiten, Leinen, 96.- DM
Subskriptionspreis bis 31. 12. 61 86.- DM

CHRIST IN EINER NEUEN WELT

2. Auflage, 448 Seiten, Leinen 18.80 DM

25 JAHRE IM DIENST DER GEISTESWISSENSCHAFTEN

ERICH WEWEL VERLAG - FREIBURG IM BREISGAU

DER REPRÄSENTATIVE GESCHENKBAND
bei Ihrem Buchhändler:

Meisterwerke kirchlicher Kunst aus Oesterreich

von ALOIS SCHMIEDBAUER

Mit 4 Farbtafeln und 262 Schwarzweißtafeln, 360 Seiten, Format 22x27 cm. Ganzleinen mit Farbumschlag, Fr. 65.-.

«Wie unbekannt uns doch die ungemein vielfältige und subjektive Kunst Österreichs ist, das zeigt uns das Buch ‚Meisterwerke kirchlicher Kunst in Österreich‘. Wir zögern nicht, dieses Buch eines der schönsten, interessantesten und überraschendsten zu nennen, die in der letzten Zeit erschienen sind ...

Die Fülle der meisterhaften Bilder, ihre Schönheit, Poesie und Sensibilität, die Art, wie es der Photograph verstand, das Wesentliche eines Kunstwerks, seine Struktur, sein Material im Lichtbild sichtbar zu machen, die Verbindung dieser virtuosen und doch so subtilen Bilder mit einem präzisen Text - das alles ist beglückend.»

(Heinz Dieckmann im Saarländischen Rundfunk)

TYROLIA-VERLAG Innsbruck-Wien-München.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gännerabonnements jährlich Fr. 18.-; Abonnements jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.-. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährlich bfr. 190.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 13.50/7.-. Best. u. Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. - Dänemark: Jährlich Kr. 25.-. Einzahlung an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - Frankreich: Halbjährlich NF. 7.-, jährlich NF. 14.-. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. - Italien-Vatikan: Jährlich Lire 2000.-. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. - Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährlich Sch. 80.-. USA: Jährlich \$ 4.-.

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich